

Nellanie Brook

Auf mich wartet das Nimmerland

Nellanie Brook

Auf mich wartet das
Vimmerland

ROMAN
VAJONA

Für meine wundervollen Eltern
Karina und Helmar

Vorwort

Liebe Leser*innen,

in diesem Roman kommen einige Themen vor, über die wir als Gesellschaft dringend mehr sprechen sollten. Diese Themen können für manche Menschen allerdings belastend sein. Am Ende dieses Buches findest du eine Liste mit potenziellen Triggern. Bitte lies dieses Buch nicht, wenn es dir mit einem dieser Themen nicht gut geht, oder sprich mit einer vertrauten Person darüber.

Es ist mir außerdem wichtig, darauf hinzuweisen, dass in diesem Buch die persönlichen und intimen Gefühle und Gedanken einer Jugendlichen mit Magersucht dargestellt werden, die nicht auf alle Betroffenen zutreffen müssen.

Essstörungen haben viele verschiedene Gesichter. Vielleicht fühlst du dich an einigen Stellen wie Annabella, an anderen Stellen nicht. Doch bitte vergiss dabei nicht: Wenn du Schwierigkeiten mit dem Essen hast, hast du Hilfe verdient. Egal, wie diese Schwierigkeiten bei dir genau aussehen.

Ich wünsche dir viel Spaß beim Lesen.

Eure Nellanie Brook

Jede zehnte Person mit Magersucht stirbt an
ihrer Erkrankung. Das Leben ist mehr als nur eine
Zahl auf der Waage.



Kapitel 1

An dem Abend, bevor ich in die Klinik gekommen bin, ist bei uns zu Hause der Strom ausgefallen. In diesem Moment, als es schwarz vor meinen Augen wurde, dachte ich für den Bruchteil einer Sekunde: Jetzt ist es vorbei. Jetzt habe ich mein Leben verspielt. Jeder letzte Funke Hoffnung, dass ich es doch noch schaffen würde, ein glückliches und langes Leben zu führen, hatte sich in Luft aufgelöst. Genauso wie ich.

Ich überlegte noch, ob ich es nun vielleicht doch bereuen würde, in den letzten Wochen nie mehr als eine Reiswaffel und etwas Joghurt pro Tag gegessen zu haben.

Doch dafür, dass ich gerade mit fünfzehn Jahren gestorben sein sollte, konnte ich den nächsten Donner des Gewitters noch mehr als deutlich hören. Und als der nächste Blitz den Himmel aufleuchten ließ, sah ich die Umrisse meines Zimmers wieder.

Ich zählte die Sekunden. Drei, vier, fünf.

Dann ertönte wieder das Grollen.

Ich konnte daraus zwei Schlussfolgerungen ziehen: Erstens, das Gewitter war immer noch ganz in der Nähe.

Zweitens, ich war nicht tot. Noch nicht.

Ich leuchtete mit meiner Handy-Taschenlampe in mein Zimmer hinein, nur um noch einmal sicherzugehen. Vor meinem Bett stand die Tasche für die Klinik. Ich hatte eine Packliste bekommen, aber mir nicht einmal richtig durchgelesen. Meine

Eltern hatten das Packen für mich übernommen, da ich mich fest weigerte, auch nur einen Finger für diese Klinik zu rühren. Mariabel hat mir geschrieben, dass sie das Gepäck sowieso bei der Anmeldung durchsuchen würden.

Ich wollte keine Bücher oder Andenken in die Klinik mitnehmen. Ich wollte überhaupt nicht ins Krankenhaus.

Der Kinderarzt, zu dem mich meine Mutter vor ein paar Tagen geschleppt hatte, musterte mich von oben bis unten abfällig und sagte, dass ich dringend mehr essen müsse. Er fragte meine Mutter, ob ich viel vorm Computer sitzen würde oder ob ich auf Social-Media aktiv wäre.

Das war mal wieder typisch für Erwachsene. Sie glaubten, alle unsere Probleme kamen aus dem Internet.

Der Arzt hatte während all seiner Fragen nicht zu mir, sondern zu meiner Mutter geschaut, dabei war es nicht sie, sondern ich, die zehn Kilogramm zu wenig wog. Ich beschloss, kein Wort mehr mit ihm zu wechseln und bei all seinen Fragen trotzig zum Boden zu sehen.

Die ganze Zeit tippte er eifrig auf seiner Tastatur, obwohl er doch gar nichts zum Aufschreiben hatte. Dann sah er mich böse an und sagte, dass er mich, wenn ich so weitermachen würde, in eine Klinik stecken müsse. Wahrscheinlich dachte er, dass er mir damit Angst einjagen könne. Aber ich glaubte nicht wirklich daran, dass mich meine Eltern wegschicken würden. Also verkündete ich ihm, ohne vom Boden aufzusehen, dass ich lieber sterben würde.

Meine Mutter sprang sofort von ihrem Platz auf und beteuerte, dass ich das nicht so meinen würde.

»Natürlich willst du leben, Bella«, rief sie. »Sag doch sowas nicht!«

Aber der Arzt bat sie, sich wieder hinzusetzen. Und ich glaube,

dann hatte er verstanden, wie ernst die Lage war, dass ich nicht bloß zu viele Castingshows über Models gesehen hatte, sondern dass ich wirklich krank war.

Er sagte, dass der Termin bei der Psychologin, die meine Eltern im Internet gefunden hatten, nicht ausreichen würde, um mir zu helfen. Das Einzige, was mich davor bewahren würde, irgendwann an Infusionsschläuchen und Elektroden zu hängen, sei, mich so schnell wie möglich in einer Spezialklinik für Essstörungen behandeln zu lassen. Wenn meine Mutter einverstanden wäre, würde er sofort ein paar Adressen heraussuchen.

Er hatte das einfach so entschieden, ohne mich überhaupt einmal zu fragen.

Meine Eltern hatten mich natürlich auch nicht um meine Meinung gebeten, bevor sie zu Hause gleich alle Unterlagen ausfüllten.

Wenn es gerade nicht so gewittert hätte, dann hätte ich mir die Kliniktasche einfach geschnappt und wäre weggelaufen. Zu meiner Oma an die Ostsee. Ich war mir sicher, dass ich dort auch eine gute Ballettschule finden würde. Und das Beste wäre, ich müsste kein bisschen so tun, als würde ich mein Essen wirklich herunterschlucken, statt es heimlich in eine Serviette zu spucken. Ich wollte weiterhin zur Schule gehen, gute Noten schreiben und nachmittags an der Ballettstange trainieren.

Aber draußen hat es in Strömen geregnet. Also blieb ich die ganze Nacht im Bett liegen, um dem Prasseln des Regens zu lauschen und mir vorzustellen, ich würde morgen einfach wieder ganz normal aufstehen und mit dem Bus um halb acht zur Schule fahren.

Ich redete mir selbst ein, dass ich nicht schlafen konnte, solange das Licht nicht wieder anging. Aber eigentlich hatte ich gar keine Angst vor dem Gewitter.

Ich wollte nur noch einmal fühlen, wie es war, in meinem eigenen Bett zu liegen. Vielleicht würde es das letzte Mal in meinem Leben sein.

The title 'Kapitel 2' is written in a simple, black, sans-serif font. It is centered and partially overlaid by a decorative, grey, wavy ribbon that loops and swirls around the text. The ribbon has a slightly textured appearance with small, dark markings along its length.

Bei dem Aufnahmegespräch in der Klinik ließ die Psychologin ihren Kugelschreiber immer und immer wieder klicken, was mich nahezu wahnsinnig machte.

Nach jeder Frage, die sie mir stellte, drückte sie zweimal hintereinander auf den Stift.

Das Klinikum Wiesenbach war in ganz Deutschland für seinen Erfolg bei der Behandlung von Essstörungen bekannt, aber kaum war ich hier angekommen, wollte ich am liebsten meinen Koffer in die Hand nehmen und in den nächsten Zug ins Ostseebad Binz steigen.

Wie Maribel bereits prophezeit hatte, nahmen sie mir gleich zu Beginn die Tasche ab.

Sie meinten, sie würden das Gepäck nur in mein Zimmer bringen, aber wenn ich feststellen würde, dass das Freundschaftsarmband mit Maribel fehlte, würde ich ihnen allen den Hals umdrehen.

Nachdem meine Mutter dafür gesorgt hatte, dass wir keinen Kontakt mehr zueinander hatten, war das Armband alles, was mir noch von ihr übrig blieb.

Dieses Armband war der einzige Gegenstand, der mir noch irgendetwas bedeutete.

Alles andere Materielle war mir egal.

Mein Papa hatte sicher eine Stange Geld dafür zahlen müssen,

dass ich so kurzfristig einen Therapieplatz bekam, und das auch noch in einer der besten Kliniken Deutschlands, aber alles, was ich spürte, war unbändige Wut.

»Hast du manchmal Probleme, durchzuschlafen?«

Klick. Klick.

Am liebsten hätte ich ihr den Kugelschreiber aus der Hand gerissen und aus dem Fenster geworfen. Aber dann würde sie mir sicher Aggressionen diagnostizieren. Und die hatte ich nicht. Ich war der ruhigste Mensch auf dieser Erde, weil ich das hier alles mitmachte, ohne jemandem den Kopf abzureißen.

Egal was der dämliche Kinderarzt zu meiner Mutter gesagt hatte – ich war nicht zu dünn. Erst recht nicht dünn genug, um mich in einer Klinik wegzusperren.

Wenn ich daran zurückdachte, was für ein schockiertes Gesicht er gemacht hatte, als ich mich zum Wiegen aus meiner Jeans geschält hatte, fing ich vor lauter Wut beinahe an zu kochen.

Warum verstand niemand, dass ich doch nur versuchte, die Menschen um mich herum stolz zu machen?

Ich gehörte nicht hierher. Ich gehörte ins Ballettstudio.

Aber ich hatte auf das kleine Geheimnis zwischen Maribel und mir nicht gut genug aufgepasst.

Und jetzt hatte ich den Salat.

»Kommt deine Periode regelmäßig?«, fragte mich die Psychologin weiter aus.

Ich räusperte mich. »Bitte, was?«

Klick. Klick.

»Können Sie damit nicht endlich aufhören?«, rutschte es schneller aus mir heraus, als ich darüber nachdenken konnte.

Die Psychologin lächelte mich an.

»Annabella, ich verstehe, dass dir diese Frage unangenehm ist«, sagte sie geduldig. »Wir müssen solche Sachen allerdings wissen,

um dich hier richtig behandeln zu können.«

Es ärgerte mich, wie mich diese Frau ansah, ganz so, als könnte sie mich wirklich verstehen.

Sie schien noch sehr jung zu sein, wahrscheinlich hatte sie in ihrem Psychologiestudium ein Seminar über essgestörte Mädchen belegt und glaubte nun, alles über mich zu wissen.

»Ich habe meine Tage seit einem halben Jahr nicht mehr.«

Klick. Klick.

Ich stellte mir vor, wie ich ihr den Kugelschreiber in die Nase rampte.

Bloß nicht.

Wenn ich zu lange darüber nachdachte, würde ich es vielleicht wirklich tun.

Die Psychologin kritzelte etwas in ihren Notizblock.

Aufmunternd zog sie einen Mundwinkel in die Höhe. »Wir sind gleich fertig, Annabella.«

»Mit meinem Leben?«, scherzte ich. »Damit wäre ich einverstanden.«

Der Blick, mit dem mich die Psychologin nun ansah, fühlte sich so messerscharf an, als würde sie mir damit tief zwischen die Rippen bohren.

»War nur ein Witz«, fügte ich schnell hinzu.

Mit einem schweren Seufzen legte die Psychologin ihren Kugelschreiber neben das Klemmbrett und faltete ihre Hände.

»Aussagen dieser Art müssen wir sehr ernst nehmen.«

Sie fummelte an dem Funkgerät an ihrem Gürtel herum, das nun ein paar schrille Piepstöne von sich gab.

»Bitte warte einen Augenblick. Ich muss das kurz mit der Stationsärztin abklären.«

Ich sollte auf dem Gang warten und wurde von einem breit-schultrigen Mann aus dem Sicherheitsteam bewacht, während sich

die Psychologin erst hinter geschlossener Tür mit der Stationsärztin beriet und schließlich meine Eltern anrief, um ihnen zu sagen, dass ich nun doch zur Beobachtung nach oben auf die Akut-Station verlegt werden sollte. Also in die richtige Psychiatrie – dort, wo die Türen abgeschlossen wurden und man keine Pullover mit Kordel oder BHs mit Draht tragen durfte, weil es angeblich zu gefährlich war.

Bla, bla, bla.

Ich machte mir keine Sorgen darüber, dass das wirklich passieren könnte.

Wahrscheinlich würde mein Vater nur so lange in den Hörer schreien, bis der Psychologin das Ohr abfiel.

Nach einer guten halben Stunde fing ich nun doch an, ein mulmiges Gefühl zu entwickeln.

Hatte ich es doch zu weit getrieben?

Wenn ich schon an meinem allerersten Tag aus der Klinik flog, strichen mich meine Eltern sicher aus ihrem Testament.

Wenn ich nicht zuerst sterben würde.

Die Magersucht gab mir manchmal einen ziemlich morbiden Humor.

Doch ein paar Minuten später ging die Tür zum Büro wieder auf und die Psychologin winkte mich mit erschöpftem Blick wieder hinein, als wäre sie diejenige, die gleich zur Therapie gehen müsste.

Für einen kurzen Augenblick spielte ich mit dem Gedanken, mir das Klemmbrett auf ihrem Schreibtisch zu schnappen und mir diesen Scherz zu erlauben, doch aus irgendeinem Grund fühlte ich, dass jetzt gerade nicht der richtige Zeitpunkt dafür war.

»Also gut«, sagte die Psychologin seufzend. »Du bleibst doch erst mal hier.«



Das Zimmer, in das mich eine der Krankenschwestern geführt hatte, war schon belegt. Mit zusammengekniffenen Augen sah das schlaksige, braunhaarige Mädchen, das dort auf einem der beiden Einzelbetten lag, von ihrem Buch auf.

»Sorry«, murmelte ich verlegen. »Ich dachte, dass wir hier richtig wären.«

Das Mädchen, in dessen Zimmer wir gerade geplatzt waren, funkelte mich böse an, bevor sie sich wieder ihrem Roman zuwandte.

Ich wollte so schnell wie möglich wieder die Tür hinter uns schließen.

Dann fiel mir die Tasche auf, die vor dem anderen Bett stand.

Shit. Das war *meine* Tasche. Mich hatte niemand davor gewarnt, dass ich mir das Zimmer teilen musste.

Die Krankenschwester, die mir mit ihrer eklig guten Laune jetzt schon auf die Nerven ging, trat neben mich.

»Das ist Emilia, deine Zimmergenossin«, flötete sie. »Ihr werdet die nächsten Wochen viel Zeit miteinander verbringen, also seid lieb zueinander. Ich bin mir sicher, zwischen euch beiden könnte eine ganz wunderbare Freundschaft entstehen.«

Das glaube ich kaum ...

Maribel hatte mich auf den ganzen Zickenkrieg, den es in Kliniken für Essstörungen gab, schon vorgewarnt. Es war vielleicht nicht die beste Idee, ein Dutzend spindeldürrer Mädchen zusammenzuwerfen und davon auszugehen, dass sie sich gegenseitig nicht umso mehr zum Abnehmen anstacheln würden.

Wo sonst traf man so viele Magersüchtige auf einem Haufen?

Man sollte diese Klinik hier in Germany's Next Anorexic

umbenennen.

Ich musste über meinen eigenen Witz schmunzeln und beschloss, ihn Maribel zu schreiben, falls sie die ganze Geschichte mit meiner Mutter vergessen und sich wieder bei mir melden würde. Meine reizende Zimmergenossin, die ihre Nase zurück in ihr Buch gesteckt hatte und mich gekonnt ignorierte, schien jedenfalls nicht so, als würde sie eine Portion Comedy von mir abbekommen wollen.

Sie presste ihre Lippen zusammen, denn auch wenn sie sich Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen, war kaum zu übersehen, dass sie von meiner Anwesenheit bereits unheimlich genervt war.

Was für eine freundliche Begrüßung, dachte ich sarkastisch.

Ich hätte ja nicht erwartet, dass sie mir vor Freude gleich in die Arme springen würde, aber es versetzte mir dennoch einen schmerzhaften Stich, dass sie sich nicht wenigstens um ein freundliches Hallo bemühte.

Sie hatte eigentlich gar keinen Grund, mich nicht zu mögen, denn wir hatten ja noch kein einziges Wort miteinander gewechselt.

Nur wirkte Emilia auch nicht so, als wäre sie scharf darauf, mich besser kennenzulernen.

Soll mich die Zimtzigke doch ignorieren.

Wenigstens würde sie mich dann in Ruhe lassen.

Ich hatte kein Problem damit, wie Luft behandelt zu werden, aber wenn sie vorhatte, mich erst dann anzugiften, wenn die Krankenschwester nicht mehr in Reichweite war, würde ich sofort darauf bestehen, in ein Einzelzimmer verlegt zu werden.

»Mach dich schon mal mit den Verhaltensregeln in deinem Klinikordner vertraut«, wies mich die Krankenschwester auf den fetten weißen Plastikordner hin, der auf meinem Bett lag. »Wir

holen dich zum Abendessen wieder aus dem Zimmer ab.«

Dann schloss sie die Tür hinter sich.

Ich ließ mich auf mein Bett plumpsen.

Meine Zimmergenossin lag stocksteif auf ihrem Bett, und wenn ich nicht sehen könnte, wie sich ihr Brustkorb kaum merkbar auf und ab bewegte, hätte ich sie glatt mit einer Porzellanpuppe verwechselt.

»Also. Ich bin Annabella«, sagte ich, obwohl sie das bestimmt schon wusste. Ich hatte keine Lust, mich mit dem Monster von Loch Klinik zu unterhalten, aber zwischen ihr und dem Ordner mit den Verhaltensregeln schien mir Small Talk als das geringere Übel.

Das Mädchen mit den gefrorenen Gesichtszügen reagierte nicht.

»Was liest du gerade?«, versuchte ich es noch einmal.

Emilia zog scharf die Luft ein.

»Gut, dann eben nicht.« Frustriert wandte ich mich von ihr ab.

Warum hätte ich auch etwas anderes von ihr erwarten sollen?

Ihre Seite des Zimmers war mit bunten Bildern und Postkarten beklebt.

Wahrscheinlich war sie eines dieser Mädchen, die sich für die besseren Magersüchtigen hielten. Maribel hatte mir geschrieben, dass es in jeder Klinik solche Patientinnen gab. Sie glaubten fest daran, als Einzige wieder gesund zu werden, während sich der Rest der Mädchen in den Tod hungern würde. Als wären Mutmachsprüche auf bunten Grußkarten und fröhliche Polaroids über dem Bett eine Garantie dafür, dass man hier nicht an einer Lungenentzündung oder an Herzversagen starb.

Um ehrlich zu sein, war es genau das, wovor ich mich bei meinem Klinikaufenthalt am meisten fürchtete. Hier, auf diesem Bett einfach nicht mehr aufzuwachen. Unter den Bildern meiner

Familie und meiner Freunde, die geglaubt hatten, mich in ein paar Wochen gesund und munter wiederzusehen.

Genauso blauäugig wie Emilia, die beinahe jeden Zentimeter der Wand über ihrem Bett mit Erinnerungsstücken beklebt hatte, ganz so, als wollte sie damit vergessen, dass sie immer noch in einem kalten Krankenhauszimmer lag.

Sie hatte sich tief unter ihre weiße Bettdecke verkrochen, aber an ihren knöchigen Armen, die darunter hervorblitzten, erkannte ich, dass sie genauso dünn und todkrank war wie ich.

Jeder, der sich über Magersucht belesen hatte, wusste, dass es ein schier hoffnungsloser Kampf war. Die meisten Magersüchtigen würden mit ihrer Essstörung ins Grab gehen. Und jede zehnte von uns starb sogar direkt daran.

Daher war es das Beste, niemandem zu viel Hoffnung zu machen.

Nicht einmal mir selbst. Ich beschloss, die Seite meines Zimmers so leblos und unpersönlich zu halten, als würde es mein altes Leben da draußen nicht mehr geben. So konnte am Ende keiner behaupten, ich hätte ihn enttäuscht.